Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 40 (1936-1937)

Heft: 3

Artikel: Ein Orkan verwüstet Portoriko : (auf den Grossen Antillen, Mittelamerika)

Autor: Kern-Champlin, Helene

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663998

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Letzter Wunsch.

Was wäre wohl mein letzter Wunsch,
Wenn ich dereinst zur Grube fahr'?
Auf lichter, kühler Bergeshöh'
Eine traute, einsam stille Bahr'.
Auf jener Höh, wo ich als Kind
Gehört den ersten Lerchenschlag,
Gesehn den reinen Sonnenstern
An einem frühen Maientag.
Doch jenes Kreuz, das ewig klagt
Die Menschheit ihres Frevels an,
Mir pflanzt es nicht, weil ich am Pfahl,
An dem er litt, nicht rasten kann!
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Der frisch und frei gen Himmel steigt
Und der, wenn einst die Menschheit reif,
Zu ihr sein Haupt in Freude neigt.
Vielleicht kommt noch ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege schlägt,
Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ihr Kindlein in die Wiege legt.
Ihr Kind, das als des Menschen Sohn
Die Welt erlöst ein zweites Mal
Und nicht dafür in Haß und Hohn
Erhöhet wird zum Marterpfahl.
Denn nicht, daß mein Erlöser starb,
Ist meines dunkeln Grabes Licht,
Doch daß er lebt und ewig lebt,
Ist meiner Seele Zuversicht.

Peter Rosegger.

Ein Orkan verwüstet Portoriko.

(Auf den Großen Antillen, Mittelamerika.) Von Helene Kern-Champlin.

„Ein Sturmwind ist zum Abend gemeldet worden," sagt uns um 1 Uhr mittags der Schalterbeamte in dem kleinen Postamt auf dem Hauptplatz von San Juan. Der junge Mann sieht aschfahl aus, und seine Hände zittern. Die Nachricht vom Wetterbüro habe man soeben bekannt gegeben. Ein Orkan von ungeheurer Gewalt rase zur Zeit über die Virginischen Inseln in direkter Richtung auf Portoriko. In seiner größten Stärke würde er hier um Mitternacht heraufziehen . . .

Wir eilen auf die Straße und sehen zum Himmel. Nichts, aber auch gar nichts Verdächtiges liegt in der Luft. Der Himmel ist tiefblau, und die Sonne scheint wie alle Tage. — „Der Orkan meldet sich nie vorher an," belehrt uns ein vorbeigehender, einheimischer Polizist. „Er bricht ganz plötzlich herein und verschwindet dann ebenso schnell wieder . . ." Theatralisch hebt er die Hände, lispelt etwas Unverständliches und geht weiter.

Die Hiobsbotschaft hat sich inzwischen schon herumgesprochen. Alle Blicke sind ernst und besorgt. Fast von jedem Haus dröhnen Hammerschläge; die schwach-erbauten Holzdächer werden fester angenagelt, die Fensterläden in Ordnung gebracht, Schilder fortgetragen und Türen mit Brettern verschlagen. Die Gründlichkeit, mit der die Vorbereitungen getroffen werden, ist erstaunlich. Nichts wird vergessen, ja selbst feste Gegenstände verschwinden im Innern der Häuser und Keller. Immer weniger Menschen sieht man auf den sonst so stark belebten Straßen, und diese wenigen tragen Laternen, Bretter, Handwerkszeug, Kisten mit Nägeln, Eimer, Schläuche usw. Auch die hübschen, grün angestrichenen Bänke von den Parkanlagen sind fort. Sie haben — zusammen mit allerhand überflüssigem Geröll — in der großen Kirche Platz gefunden, deren Glokken nun weit hörbar die nahende Gefahr verkünden.

Wir steigen in unser kleines Auto und fahren in schnellstem Tempo nach Hause, zu unserer Farm, die fünf Kilometer von San Juan entfernt, an der breiten, von zwei Reihen herrlicher Palmen beschatteten Karolina-Allee liegt. Das zweistöckige Haus ist ganz versteckt von üppiger tropischer Vegetation. Den kleinen, kreisrunden Garten vor dem Hauseingang umgibt eine dichte, von scharlachroten Blüten übersäte Hecke. Zu beiden Seiten der Einfahrt haben sich zwei, je zehn Meter hohe Kokospalmen wie Soldaten aufgepflanzt. Dem Hause angrenzend wachsen dichtbelaubte Apfelsinen- und Zitronenbäume, flammende Akazien, entzückende südamerikanische Orchideenbäume, Fächer- und Talipot-Palmen, hohe Gummibäume mit breiten, glänzenden Blättern und Dutzende von schlanken Kokospalmen. Noch weiter abseits breiten sich hohe australische Kiefern und Bambusdickichte aus.

Pedro und Pablo, unsere beiden spanischsprechenden, schwarzen Gehilfen, haben von dem nahenden Orkan bereits gehört und arbeiten angestrengt an den Vorbereitungen. Um drei Uhr nachmittags ist der schwach gezimmerte, verandaartige Vorbau an der Vorderfront des Hauses, wo wir jeden Nachmittag den Abend zu erwarten

pflegten, von der Bildfläche verschwunden. Die Bretter werden dazu gebraucht, um die Fensterläden zu vernageln, die Garage, das Waschhaus, den Geräteschuppen auszubessern und das neue Treibhaus vor der Vernichtung zu bewahren. Ob das Zweck hat?, frage ich mich besorgt.

Am äußersten Ende der Farm, inmitten einer Gruppe zackiger Bananenbäume, stehen die wenigen Hütten der eingeborenen Arbeiter. Werden sie morgen noch vorhanden sein? Auf einem hohen Hügel in der Entfernung leuchtet ein hübsches, im spanischen Stil erbautes Jagdhaus, weiß, mit rotem Dach. Es hebt sich von dem grünen Rasen und dem tiefblauen Himmel wundervoll ab. Unser Nachbar, ein amerikanischer Fruchthändler, hat es sich vor wenigen Monaten erst aufbauen lassen. Etwas sehr dem Sturme ausgesetzt, denke ich. Und was wird aus unseren, im Freien grasenden Kühen, den Kälbern, den Schweinen, den Hühnern, und aus Pablos belgischen Kaninchen in ihren gebrechlichen Kästen? Wir können sie nirgends unterbringen.

In meinem Sinnen werde ich von den Peonen gestört und mahnend an die vorgerückte Stunde erinnert. Inzwischen ist es schon sechs Uhr geworden. Die Leute kommen vom Essen und ziehen sich bereits jetzt vorsorglich in das Kellergeschoß unseres Hauses zurück, samt ihren Frauen und Kindern. Es muß nun auch bald dunkel werden. Anhaltende Finsternis gibt es ja in den Tropen kaum, denn erlischt die Mittagssonne (so plötzlich wie eine Flamme), so kommt im nächsten Augenblick der Mond an einem sternenreichen Himmel zum Vorschein, und die Frösche beginnen ein lärmendes Konzert.

Im Wohnzimmer ist es schwül und ungemütlich. Die verrammelten Fenster erzeugen eine gedrückte und beängstigende Stimmung. Mein Mann ist noch mit dem Hämmern beschäftigt und von unten, aus dem Keller, dringt das Weinen der Kinder, das Klagen der Weiber und dumpfe, fluchende Stimmen der Männer herauf.

Um ½9 Uhr setzt ein heftiger Regen ein. Ist das ein Vorbote des nahenden Orkans? Prasselnd schlagen die großen Tropfen auf das Zinkdach unseres Hauses, — doch nach fünf Minuten hört der Regen ganz plötzlich wieder auf...

Wir treten ins Freie hinaus. Der Mond scheint — im Silberglanze leuchtet das nasse Laub. Es ist sehr still, und nur die Frösche quaken. Man könnte glauben, daß eine so herrliche tropische Nacht mit einem Orkan nicht in Einklang zu bringen wäre. Doch dann beugen plötzlich einsetzende Windstöße die Wedel der Palmen, die gespenstisch zu flüstern und zu rascheln beginnen. Wir sehen uns erstaunt an; dieser Wind ist sehr seltsam...

Bis 9 Uhr erfolgen noch mehrere Regengüsse mit nachfolgenden Windstößen, und wir bemerken, daß der Wind jedesmal an Stärke zunimmt. Zwischen diesen einzelnen Regenschauern und Windstößen herrscht völlige Ruhe, aber unsere Unruhe nimmt ständig zu.

Um ½10 Uhr ist die Gewalt der Windstöße bereits erschreckend angewachsen, und die zwischen ihnen liegenden Ruhepausen werden immer kürzer. Plötzlich geht das elektrische Licht aus... Kurzschluß! Wir entzünden die einzige Petroleumlampe, die sich in unserem Besitz befindet, und stellen sie auf ein Bücherbrett an der Wand. Nun krachen mächtige Windstöße von doppelter und dreifacher Stärke gegen die ungeschützte Südwestseite des Hauses, und der Regen kommt in Strömen herab.

Der gefürchtete Orkan ist da!

Es ist jetzt 10 Minuten vor 10 Uhr. Wir starren ängstlich und trotzdem neugierig durch die Glasscheiben der Tür. Der Mond ist verschwunden, aber selbst in der Finsternis ist das Toben und Rasen des Sturmes zu sehen. Ausgewachsene, riesenhohe Bäume, die zwei Männer kaum umfassen können, biegen sich wie junge Fichten. Man sagte uns, daß die höchste Windstärke um Mitternacht einsetzen würde, doch bereits jetzt übersteigt die Sturmgewalt alle unsere Begriffe.

Ein krachender Lärm in der Küche läßt uns zusammenzucken. Mein Mann greift zu der Autolampe und eilt hin, doch unterwegs, im Schlafzimmer, tritt er ins Wasser.

„Schnell! Tücher her!" schreit er mir zu. „Das Wasser strömt herein!"

Auf den Knien nehmen wir nun, so gut es geht, das Wasser auf. Wir wischen schneller und schneller, aber die Bäche werden immer größer, ungeachtet unserer Anstrengungen, und schon in der nächsten Viertelstunde ist der ganze Boden im Schlafzimmer vom Wasser bedeckt. Auch von oben tropft das Wasser auf unsere Köpfe herunter. Wir lassen die triefend-nassen Tücher fallen und springen die Treppen hinauf. Der heulende Sturm und der peitschende, herunterprasselnde Regen verursachen hier einen derartigen Krach, der nicht zu beschreiben ist. Das Wasser dringt durch die Rolläden — es strömt die Fensterbretter herab — es fällt von den Säumen der geriefelten Holzdecke... Der ganze Fußboden steht

unter Wasser. Hier sind Tücher völlig nutzlos — also Eimer her...

Wieder stürmen wir die Treppe herunter. Der Fußboden der Küche ist überflutet — der Lärm wirkt betäubend... Durch die unverglaste, mit Rolläden versehene Tür fegt der Wind. Kleinere Gegenstände werden herumgewirbelt und krachen zu Boden. Schnell ergreifen wir die Eimer und laufen abermals die Treppe hinauf.

Doch schon fließen ganze Wasserfälle von oben herunter. Nein, es ist völlig zwecklos gegen diese Fluten anzukämpfen. Der Wind stemmt sich gegen die Mauern, als wenn er das Haus umwerfen wollte. Vorsichtig steigen wir herab und starren entsetzt auf die südwestliche, dem Sturme hauptsächlich ausgesetzte Mauerseite... Sie bebt — sie schaukelt hin und her, als wenn sie nun jeden Augenblick über unseren Köpfen zusammenbrechen würde...

In der Halle unten fühlen wir uns etwas sicherer, obwohl es geradezu lächerlich ist, unter diesen Umständen von Sicherheit zu reden. Hinauf dürfen wir nun nicht mehr, denn entweder werden wir dort unter den Trümmern der stürzenden Wand begraben, oder der Sturm fegt uns kurzerhand mitsamt dem ganzen zweiten Stockwerk hinweg.

Die Wasserströme von oben verdoppeln sich. Die Eimer können nicht schnell genug geleert werden. Sämtliche Zimmer unten sind schon überschwemmt. Wir arbeiten mit Eimern, mit Töpfen und mit Besen und versuchen mit aller Kraft, das Wasser hinter die Außentür zu bringen. Schade, daß Pedro und Pablo nicht bei uns sind. Wie lange wird das Toben des Sturmes noch anhalten? Wird das Haus den entfesselten Gewalten überhaupt Stand halten können?

Zu allem Unglück beginnt nun auch die Petroleumlampe zu streiken... Das Wasser tropft auf das Bücherbrett — das Glas der Lampe zerspringt. Wohin mit ihr? — Wo bleibt es noch trocken in diesem verhexten Hause? Und wo sind die Streichhölzer? — Wo sind die Kerzen, im Falle die Lampe ganz ausgehen sollte? In der Küche poltert und kracht es — mein Mann flucht... Ich wate durch das immer höher und höher ansteigende Wasser und suche kopflos nach Streichhölzern, nach den Kerzen... Endlich finde ich sie, Gott sei dank! Ich stecke diese so nützlichen Gegenstände in eine lederne Reisetasche und greife von neuem gedankenlos, um überhaupt etwas zu tun, nach dem Besen.

Der Wind wirft sich nun mit aller Gewalt gegen die Speisezimmertür. Sprengt er sie, so wird sich das obere Stockwerk von dem fürchterlichen Luftdruck heben, dann ist alles verloren... Die Tür muß verbarrikadiert werden. Mein Mann kommt hinzu — er blutet aus einer Wunde an der Stirn — es muß ihm etwas Schweres auf den Kopf gefallen sein... Doch ich habe keine Zeit, ihn zu verbinden. Wir schleppen Tische und Stühle vor die Speisezimmertür. Vielleicht hilft es etwas... Und dann kehren wir wieder die Fluten hinaus. Flüchtig blicke ich auf die Uhr: es ist Mitternacht vorbei...

Doch schon tritt eine neue Überraschung ein. Vom wütenden Zischen, Fauchen und Brüllen begleitet, dringt ein mächtiger Windstoß ins Zimmer und — die Lampe verlöscht... Es wird völlig dunkel! Der Lärm wirkt doppelt betäubend, nun, da wir nichts mehr sehen können... Mein Mann schreit nach der Autolampe. Ja, wohin habe ich sie getan, als ich vorhin aus der Küche hinaus stürzte? Ich suche und suche, ganz ohne Sinn und Verstand, ganz ohne Überlegung. Endlich bekomme ich die lederne Reitetasche zu Endlich bekomme ich die lederne Reisetasche zu hölzer sind glücklicherweise noch trocken. Das Licht zittert und bebt, es wirft gespenstische Schatten. Ich entzünde von neuem die Lampe.

Abermals beginnen wir, das Wasser zur Tür zu drängen, ohne uns klar darüber zu werden, daß es ja ganz zwecklos ist. Kaum können wir uns überhaupt noch vorwärts bewegen. Wir befinden uns in einem unbeschreiblichen Chaos von Wasserfluten, Höllenlärm und zitternden, wakkelnden Wänden...

Ganz verzweifelt und völlig entmutigt bleibe ich im tiefen Wasser stehen. Ich möchte schreien und weinen, aber meine Stimme versagt, meine Augen starren stumpfsinnig in das flackernde Licht. Mein Mann tritt hinzu; er will mich beruhigen, mich aufmuntern, aber auch er ist am Ende seiner Kraft und vermag sich kaum noch auf den Beinen zu halten...

Die anhaltende, fürchterliche Wut des Orkans geht allmählich in einzelne, gewaltige Windstöße über. Sollte es mit dem Sturme nun zu Ende gehen? Ich fühle ein seltsames, hohles Geräusch in den Ohren. Was bedeutet das wieder? — Der Raum scheint luftleer zu sein... Ich ringe nach Atem — mir schmerzen die Ohren. Doch es ist auf einmal still geworden, so still, daß ich die Wanduhr schlagen höre: — — 1 Uhr nachts!

Die merkwürdige Windstille bedeutet aber kei-

nesfalls das Ende des Orkans; — es muß die Ruhe vor dem zweiten Sturme sein, der voraussichtlich noch schlimmer sein wird als der erste. Wir müssen die Zeit ausnützen, um auf die kommenden Ereignisse nach Möglichkeit vorbereitet zu sein. Wie geisterhafte Schatten beginnen wir beim dunklen Lampenlicht von neuem mit der Arbeit und kehren das Wasser durch die spaltenweit geöffnete Tür ins Freie hinaus. Schon regnet es wieder, in Abständen heulen verräterische Stoßwinde auf.

Unwillkürlich denke ich an unsere Arbeiter, die sich mit ihren Frauen und Kindern im Kellergeschoß befinden. Ob nicht das Wasser durch die Spalten und Fugen zu ihnen eingedrungen ist? Leider kann ich jetzt nicht nach ihrem Befinden sehen, denn der Eingang zum Keller befindet sich draußen, um das Haus herum, der Sturm aber beginnt schon wieder zu toben.

Schweigend blickt sich mein Mann im Kreise um und sucht einen sicheren Platz, für den Fall, daß eine der Mauern einstürzen sollte. Seine Augen verweilen an der Kammer unter dem Treppenflur, sie mustern der Reihe nach die Zimmerecken. Aber welche Wand bleibt sicher stehen? Nein, es ist kein Platz, kein Unterschlupf da, wo man auch nur einigermaßen sicher wäre. Mit einem Beil und einer Säge könnten wir schließlich den Fußboden einschlagen und ins Kellergeschoß zu den Eingeborenen gelangen, doch, abgesehen davon, daß in unserem Besitz kein Handwerkszeug ist, so müßte ja das Wasser durch die Öffnung dringen und den Keller überschwemmen. Nach diesen Überlegungen gelangen wir letzten Endes zu der Erkenntnis, daß es für uns, bei einer Katastrophe, kein Entrinnen gibt.

Der Orkan, der bisher bei uns gewütet hat, muß jetzt in Karolina sein, dann kommt er nach Louiza, von dort nach Rio Grande und nach Arecibo. Was wird er mit diesen armseligen Städten tun? Mit den baufälligen Häusern in Luquillo, mit den strohbedachten Bohios in den Bergen, diesen lebensschwachen, primitiven Hütten, die auf Pfählen stehen? Und diese Hütten sind dicht mit Menschen gefüllt, mit nackten, kleinen Kindern... Und was mag schließlich der Orkan in San Juan angerichtet haben? Vielleicht ist die zweite Hälfte des Sturmes jetzt schon dort, vielleicht zerreißt er schon Tausende von Weidetieren in Puerta de Tierra und vernichtet die Siedlungen an dem Sumpfgelände von Catano...

Plötzlich, durch einen fürchterlichen Krach an der Vordertür, erzittert das ganze Haus. So stark, scheint es mir, ist der Anprall des Windes vorher nicht gewesen. Der Orkan ist also wieder da, und der Kampf beginnt von neuem. Alles wiederholt sich, was wir soeben unter Todesängsten erlebten, mit dem einen Unterschiede nur, daß wir den Attacken des Sturmes jetzt direkter ausgesetzt sind, da der Wind nun westlicher kommt.

Wieder rasen die Naturgewalten, wieder setzt ein unaufhörliches Krachen, Zischen, Brüllen und Heulen ein, das sich in kürzester Zeit bis zum Höhepunkt verstärkt. Es kommt mir vor, als sei hier, über unserem Hause, der ganze Lärm der Welt vereinigt. Mein Gehör hat die Grenze der äußersten Aufnahmefähigkeit erreicht, meine Widerstandskraft aber hat sich in eine völlige Apathie verwandelt. Sollte es noch etwas Schrecklicheres geben als diese jagende, rasende Schnelligkeit des Sturmes, die schneller ist als der Gedanke und deren Lautstärke alle Begriffe des Möglichen bei weitem übersteigt. Was ist der Mensch in solchen Augenblicken blindwütiger, unberechenbarer Naturgewalten?

Wir stehen im tiefen Wasser, dicht an der dem Sturme unmittelbar ausgesetzten Außentür und starren in die Finsternis hinaus. Diese Tür gleicht einem lebenden, zitternden Wesen, das gegen übermächtige Feinde ankämpfen muß. Zerspringt das Glas, so zerfetzt es unsere Gesichter. Aber wir gehen nicht fort. Wir haben uns gegen diese vibrierende Tür gelehnt und fühlen die Wucht des Orkans an unseren Körpern. Zwei Stunden vergehen, und immer noch verharren wir, gegen die Tür gelehnt, und warten mit erstaunlicher Gleichgültigkeit auf das scheinbar Unvermeidliche, das Schreckliche, das jeden Moment eintreten muß...

Aber das, was wir befürchten, tritt nicht ein, und um drei Uhr morgens stirbt der Orkan endlich langsam ab. Man könnte ihn jetzt nur noch einen außerordentlich starken Wind nennen. Es läßt sich nun, in dem allgemeinen Krach, sogar das Prasseln des Regens und das Schlagen der Fensterläden gegen das Haus voneinander unterscheiden, was vordem nicht möglich war. Wohl tobt der Wind noch beängstigend laut, dennoch löst er, nach dem ohrenbetäubenden Gebrüll, eine unaussprechliche Erleichterung in uns aus.

Es macht auch nichts, daß alles um uns herum schwimmt, daß wir keinen trockenen Faden an unseren erstarrten Körpern mehr haben, daß der Regen durch jede Fuge der Bretterdecke auf uns

herabströmt. Wir können das Glück nicht fassen, daß die vier Wände des Hauses noch stehen, daß wir ein Dach über uns haben, daß wir noch leben! Gequält, zermürbt, vor Müdigkeit fast gelähmt, — aber wir leben! Es war keinesfalls die Stärke der Mauern, die dieses Wunder bewirkt hat. In der Raserei des Sturmes hat eine Kraft gelegen, die diese Mauern wie Eierschalen hätte zerdrücken können. Eine höhere Macht muß über uns gewaltet haben...

Immer noch fällt der Regen von einem trostlos-finsteren Himmel herab, doch die Luft ist ruhig geworden. Jeden Augenblick muß es nun hell werden. In den Tropen gibt es kein Zögern. Ohne Übergang ist mit einem Schlage das Tageslicht da.

In unseren durchweichten Kleidern und Schuhen treten wir ins Freie und — wir blicken auf eine fremde, nie gesehene Landschaft. Unser Haus scheint in die nächste Nähe der Karolina-Allee gerückt zu sein, so kahl ist die Landschaft geworden. Sie ist all' ihrer Schönheit und Anziehungskraft beraubt. Lange, häßliche Stämme und zerfetzte Wedel hingestreckter Palmen häufen sich kreuz und quer. Kokosnüsse und Orangen liegen neben verbogenem und verbeultem Blech, Glasscherben und einzelnen Brettern bunt durcheinander am Boden unter den entlaubten Zweigen niedergebrochener Zitronen-, Mango- und Akazienbäume. Unermeßlich muß die Kraft gewesen sein, die das feste Holz eines ausgewachsenen Mangobaumes in Kleinholz verwandelt hat. Die Mandelbäume, blätterlos und verstümmelt, strekken ihre zerfetzten Glieder in häßlicher Unebenmäßigkeit klagend zum Himmel empor.

Und unser Haus? Der Schornstein ist verschwunden — die Ausgußröhren sind fort — die Fensterläden sind gespalten — das Glas ist zerbrochen... Wir blicken auf das Bild der Verwüstung im Hintergrunde. Das Waschhaus hat kein Dach mehr, alle Waschgeräte sind fortgefegt, die Allee von Gummibäumen ist blattlos und häßlich. Auch die Garage ist zusammengebrochen, und durch die Trümmer sehen wir unser Auto mit zerbrochenen Scheiben, voller Einschnitte und Beulen, gefüllt mit Blättern und Zweigen, die Reifen bis zur Nabe im Schlamme steckend. Die australischen Kiefern, so weit sie noch stehen, haben alle Nadeln verloren. Nirgends ist auch nur die Spur der früheren Schönheit zu finden.

Pablo kommt von einer flüchtigen Inspektion der Farm zurück. „Was macht dein Haus, Pablo?" frage ich. — „Es ist fort!" — „Die Kaninchen und die Schweine?" — „Ertrunken!" — „Die Kühe und Kälber?" — „O, Senora, der Orkan hat sie alle verschlungen..."

Auf halbem Wege zur Karolina-Allee bleibe ich stehen und blicke über die entwurzelten Bäume hinweg auf die entstellte Landschaft. Wo ist nur das hübsche spanische Jagdhaus, das dort auf dem Hügel stand? Es ist nicht mehr zu sehen. Nicht ein einziger Baum wächst mehr dort. Die saftig-grüne Wiese, wo noch gestern Peone das Gras für das Vieh so emsig schnitten, ist von schlammigen und schmutzigen Strömen überschwemmt. Das Haus auf der Nachbarsfarm ist zusammengebrochen. Nicht eine Mauer ist mehr intakt. Der Regen klatscht auf das zertrümmerte Klavier und auf herumliegende, zerbrochene Möbel...

Wir haben die Karolina-Allee erreicht und stehen nun vor einem Wirrwarr herausgerissener Telegraphenstangen, zusammengeknäulten Drahtes, entwurzelter, gebrochener Bäume. Vereinzelt beginnen hohläugige Fußgänger zu erscheinen. Über Klötze und Baumstämme kletternd, führen sie mühselig Verwundete mit sich. Von zwei Peonen gestützt, hinkt ein Mann in den mittleren Jahren schmerzvoll auf einem Bein, während sein anderes Bein in blutgetränkte Tücher gewickelt ist. Sein Kopf ist von Blut beschmiert, sein Gesicht schmerzvoll verzerrt. Ein Mann hilft einer hinkenden Frau, die Latten als Krücken benutzt. An ihnen eilt hastig ein eingeborener Polizist vorbei, der nach Hilfe ausgesandt worden ist.

„Sind viele tot oder verletzt?" frage ich ihn.

„Sehr, sehr viele!" antwortet er ernst. „Um jene Biegung des Weges liegt ein Haufen zusammengestürzter Mauern. Gestern war es noch ein dreistöckiges, massives Gebäude. Sechs Familien sind unter den Trümmern begraben. In San Juan ist kaum ein Haus unbeschädigt geblieben. Das Krankenhaus ist überfüllt. Hunderte haben kein Dach mehr über dem Kopf."

Und die armen Eingeborenen außerhalb der Siedlungen und Städte — auf dem flachen Lande und im Gebirge — wer erfährt ihr Schicksal, wer ermißt ihre Leiden? Nichts davon dringt in die zivilisierte Welt — niemand kommt ihnen zu Hilfe! Man muß schon die Bilder dort sehen, die Menschen selbst sprechen, um sich der ganzen Schauerlichkeit der Tragödie voll bewußt zu werden, die ein Orkan auf den westindischen Inseln mit sich bringt.